Heroischer Fatalismus

Denkfiguren des ›Durchhaltens‹ von Nietzsche bis Seghers

Von *Nicolas Detering*

Abstract

The article re-evaluates the notion of heroic agency by arguing that many instances of heroism in early 20th century German literature rely not on great deeds, but on images of fatalist persistence. After a discussion of the conceptual elements and traditions of heroic persistence, the essay surveys variants of its semanticization between Nietzsche's *amor fati* and German exile narrations of the 1940s. The perusal shows that ›heroic attentism‹ in modernist literature is less dependent on the respective political affiliations of the authors, but rather on the concept's ability to adapt to discursive trends and remain applicable to different historical experiences.

I.

›Große Zeit ist es immer nur, wenn's beinah schief geht«, weiß Fontanes Dubslav von Stechlin, ›wenn man jeden Augenblick fürchten muß: ›Jetzt ist alles vorbei.« Da zeigt sich's. Courage ist gut, aber Ausdauer ist besser. Ausdauer, das ist die Hauptsache. Nichts im Leibe, nichts auf dem Leibe, Hundekälte, Regen und Schnee, so daß man so in der nassen Patsche liegt [...], und so die Nacht durch«.¹ Im Rückblick auf die ›Befreiungskriege‹ entwirft der alte Stechlin hier 1897 ein Ethos der Selbstkontrolle, dem zugleich gegenwartskritisches Potential unterstellt wird. Indivi-

¹ Theodor Fontane, »Der Stechlin«, in: ders., *Sämtliche Werke*, hg. Edgar Groß, München 1959, Bd. 8: *Der Stechlin*, 40. Zu dem verwandten Konzept der ›Resignation‹ beim alten Fontane siehe Karl Richter, *Resignation. Eine Studie zum Werk Theodor Fontanes*, Stuttgart 1966. Als Dichter der Resignation, »deren Lebensleistung ins Heldenmäßige wächst, weil sie nie von der Stelle zu kommen meinen«, zeichnet noch Thomas Mann den alten Fontane, d. i. Thomas Mann, »Der alte Fontane«, in: ders., *Gesammelte Werke. Frankfurter Ausgabe*, Frankfurt a. M. 1982, Bd. 12: *Leiden und Größe der Meister*, 587–612, hier 590.

dualität und Epochalität, Zeit- und Geschichtserfahrung verknüpfen sich eng: Das subjektive Erlebnis andauernder latenter Plötzlichkeit – jeden Augenblick fürchten: ›Jetzt ist alles vorbei‹ – bedingt die Zuschreibung heroischer Exzeptionalität. Am liminalen Leben im Augenblick, im gespannten Bewusstsein des drohenden Todes misst sich das Heldentum. Weniger die entschiedene Tat kennzeichnet die »große Zeit«, nicht (mehr) die zügellose *Agency* des couragierten ›Schwert aus der Scheide!‹, sondern die innere Fähigkeit, mangelnden Handlungsspielraum zu ertragen, das eigene Ausgeliefertsein zu affirmieren und in Kälte, Regen und Schnee *durchzuhalten*.

Die Literatur um 1900, der Weimarer Republik und der Exilzeit gehört zu den am dichtesten erforschten Epochen der deutschen Literaturgeschichte, doch hat die Forschung die strukturprägende Bedeutung der Konzeptfigur aus Fatalismus, Askese und Heroismus bislang kaum erschöpfend behandelt.² Zwar sind Semantiken des Wartens jüngst vermehrt betrachtet worden.³ Aber während alltägliches Ab-Warten als Ausdruck

² Eine wichtige Vorstudie bildet Lothar Bluhm, *Auf verlorenem Posten. Ein Streifzug durch die Geschichte eines Sprachbildes*, Trier 2012; Bluhm unternimmt seinen »Streifzug« durch die Geschichte des »Sprachbildes« vom Barock bis in das 21. Jahrhundert. Der Gegenstandsbereich ist damit sehr weit, Bluhms ›Suchbefehl‹ indes recht eng gefasst, denn er behandelt ausschließlich Beispiele, in denen die Metapher des ›Auf-verlorenem-Posten-Ausharren‹ wörtlich zitiert werden. – Ähnlich verhält es sich mit Lothar Pikuliks Untersuchung *Warten, Erwartung. Eine Lebensform in End- und Übergangszeiten. An Beispielen aus der Geistesgeschichte, Literatur und Kunst*, Göttingen 1997, bes. 122–136, die auf Grundlage von Literatur-, Kunst- und Geistesgeschichte seit der Antike dem etymologisch-phänomenologisch begründeten Komplex von ›Warten‹ und ›Erwarten‹ nachspürt, sich dabei zwar am Rande auch auf die Gegenwarts kritik der Weimarer Republik einlässt, sich sonst aber auf antiheroische Warteszenen in der modernen Literatur (Kafka, Musil) konzentriert.

³ Einzelstudien deuten die Warte-Szenen bei T. S. Eliot und Samuel Beckett als Ausdruck einer nihilistischen Poetik des Absurden (Michael Edwards, *Éloge de l'attente. T. S. Eliot et Samuel Beckett*, Paris 1996), analysieren existentialistisch gewendete Motive des Stillstands bei Ingeborg Bachmann (Claude Heiser, *Das Motiv des Wartens bei Ingeborg Bachmann. Eine Analyse des Prosaerkes unter besonderer Berücksichtigung der Philosophie der Existenz*, St. Ingbert 2007) oder umreißen das Verhältnis von Schicksalsreise, Zeitvertreib und Warten bei Imre Kertész (Annette Keck, »Merkwürdiges Warten. Imre Kertész' Beitrag zu einer Poetik des Wartens zwischen Erinnern und Vergessen im Roman eines Schicksallosen«, in: Manuela Günter (Hg.), *Überleben schreiben. Zur Autobiographie der Shoah*, Würzburg 2002, 139–155). Die Beiträge eines neueren Sammelbandes zu »Warten als Kulturmuster« beleuchten »Formen des Wartens im Exil« (Ivo Theele, »›Warteraum‹ Exil – Raum als Narrativ eines Krisenzustands«, in: Daniel Kazmaier/Julia Kerscher/Xenia Wotschal (Hgg.), *Warten als Kulturmuster*, Würzburg 2016, 113–133) sowie die »Poetik des Wartens« bei Rilke (Andrea Erwig, »Im Warteraum der Salpêtrière. Rainer

einer institutionellen Disziplinierung des Individuums in der Moderne verstanden werden kann, gilt das Interesse im Folgenden dem als schicksalsnotwendig empfundenen ›Zu-Warten‹, das zwar extern veranlasst, aber intrinsisch vollzogen wird.⁴ Der Einzelne diszipliniert sich hier selbst, akzeptiert Schmerz oder Leid als Bewährungsanlass und gehorcht damit viel eher einer affektkontrollierenden ›Verhaltenslehre der Kälte‹, als dass er zum Objekt extrinsischer Unterwerfungstechniken würde.⁵

Wenngleich ich davon ausgehe, dass es sich bei dem ›heroischen Fatalismus‹, eines heroischen Durchhaltens im Vertrauen auf eine überindividuelle Steuerungsmacht oder ein historisches Ziel, um eine Denkfigur handelt, die ältere und neuere ideengeschichtliche Tendenzen auf intrikate Weise schichtet, beschränke ich mich im Folgenden auf das späte 19. und frühe 20. Jahrhundert. Heinz Dieter Kittsteiner hat für die Ideengeschichte dieser Zeit den Epochenbegriff ›heroische Moderne‹ vorgeschlagen, die sich als Antwort auf die parallel fortlaufende ›Fortschrittsmoderne‹ der Aufklärung formiert und sich als Widerstand gegen die Geschichte verstanden habe.⁶ Die von Kittsteiner vorgeschlagene Epochenbegrenzung bietet sich insofern an, als Nietzsches Lebensphilosophie in jedem Fall einen ideengeschichtlichen Einschnitt markiert, der Kollaps des NS-Regimes und das Ende der Exilzeit indes ereignisgeschichtliche Brüche auch für die deutsche Literatur bedeuten. Die folgenden Ausführungen verste-

Maria Rilkes *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* und das literarische Warten um 1900«, in: ebd., 63–81). Während Nadine Benz im Anschluss an Henri Bergson und Paul Ricoeur eine Narratologie des Wartens als *temporales* Phänomen vorgelegt hat (Nadine Benz, *(Erzählte) Zeit des Wartens. Semantiken und Narrative eines temporalen Phänomens*, Göttingen 2013), versteht Katharina Baier das Warten bei Kafka und Thomas Mann als *räumliche* Anordnung, in der sich Machtgefälle manifestieren (Katharina Baier, »Über Warten und Strafen. Das Wartezimmer als Machtraum in Franz Kafkas Roman *Der Proceß*«, in: Anna Echterhölder u.a. (Hgg.), *Wirbel, Ströme, Turbulenzen*, Hamburg 2010, 199–207).

⁴ Siehe dazu auch Jens Dreisbach, *Disziplin und Moderne. Zu einer kulturellen Konstellation in der deutschsprachigen Literatur von Keller bis Kafka*, Münster/Berlin 2009.

⁵ Helmut Lethen, *Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen*, Frankfurt a. M. 1994. – Zur Semantik des Schmerzes in der Moderne siehe auch Elisa Primavera-Lévy, *Die Bewahrer der Schmerzen. Figurationen körperlichen Leids in der deutschen Literatur und Kultur von 1870–1945*, Berlin 2012, bes. 59–92.

⁶ Heinz Dieter Kittsteiner, »Der Begriff des Politischen in der Heroischen Moderne. Carl Schmitt, Leo Strauss, Karl Marx«, in: Moritz Baßler/Ewout van der Knaap (Hgg.), *Die (k)alte Sachlichkeit. Herkunft und Wirkungen eines Konzepts*, Würzburg 2004, 161–189, sowie ders., »Die heroische Moderne. Skizze einer Epochengliederung«, *Neue Zürcher Zeitung* (10.11.2001) <http://www.nzz.ch/article7QJMB-1.497212>.

hen sich als Aufriss; sie streifen nur cursorisch, was eine eingehendere Untersuchung lohnte. Ich schlage zunächst eine Explikation der Denkfigur nach ihren Elementen vor (II.) und werfe dann Schlaglichter auf ihre prominentesten Semantisierungen bei Nietzsche und Thomas Mann (III.), ihre Genderisierung im Ersten Weltkrieg (IV.), ihre messianische Akzentuierung in der Weimarer Republik (V.) sowie die Bifurkation ihrer Assoziationsmöglichkeiten in der Inneren Emigration und im Exil (VI.).

II. Durchhalten: Elemente einer Denkfigur

In der Literaturwissenschaft verwendet man den Terminus ›Denkfigur‹ zwar seit geraumer Zeit, hat ihn aber begrifflich kaum definiert.⁷ Unter ›Denkfigur‹ oder ›Denkmuster‹ verstehe ich einen schematisierten Konzeptkomplex, in dem durchaus heterogene Ideologeme – etwa die neo-stoische *Constantia*-Forderung, die christliche Askese und der nietzscheanische Vitalismus – miteinander verknüpft werden. Denkfiguren können sich semantisch konventionalisieren und bilden über stabile Begriffe, Kollokationen, Tropen oder Narrative eine typisierte Diskursformation, die es ermöglicht, die entsprechenden Teilkomponenten auch dann aufzurufen, wenn sie nicht mehr expliziert werden.

Der Gedanke des ›Durchhaltens‹ kann heuristisch umschrieben werden als ›individuelle oder kollektive Leistung des Überdauerns eines als unangenehm empfundenen Zustands, der vom Akteur oder von den Akteuren nicht verändert werden kann‹, wobei dieses Basisverständnis in seinen literarischen Manifestationen variablen Prozessen der Resemantisierung unterworfen wird. Als Konfiguration vereint es mindestens drei Elemente, die theoretisch zu unterscheiden sind, sich empirisch aber meist eng miteinander verweben: Erstens ist die Denkfigur durch das *zeitlich-historische Element der Finalität* gekennzeichnet. Im Unterschied etwa zum reinen ›Ertragen‹, das es umfasst, aber in dem es nicht aufgeht, handelt es sich bei ›Durchhalten‹ um einen Erwartungszustand mit zeitlicher Begrenztheit. Gerade der temporale Nexus von Zustandsbeschreibung und Zielentwurf

⁷ Vgl. etwa Clemens Heydenreich, *Revisionen des Mythos. Hiob als Denkfigur der Kontingenzbewältigung in der deutschen Literatur*, Berlin/Boston 2015; Jutta Müller-Tamm, *Abstraktion als Einfühlung. Zur Denkfigur der Projektion in Psychophysiologie, Kulturtheorie, Ästhetik und Literatur der frühen Moderne*, Freiburg i. Br. 2005, und Erich Kleinschmidt, *Die Entdeckung der Intensität. Geschichte einer Denkfigur im 18. Jahrhundert*, Göttingen 2004. – Theoretisch genauer bestimmt wird der Begriff lediglich bei Jutta Müller-Tamm, »Die Denkfigur als wissenschaftliche Kategorie«, in: Nicola Gess/Sandra Janßen (Hgg.), *Wissensordnungen. Zu einer historischen Epistemologie der Literatur*, Berlin/Boston 2014, 100–120.

(›Warten und Erwarten‹) begünstigt den metaphorischen Sprung vom individuellen Zeiterlebnis zur Geschichtsphilosophie. Bei je verschiedener Akzentsetzung verstehen viele Autoren um 1900 die Moderne als Brückenzeit, als minderwertige Epoche, die man, wie Oswald Spengler 1931 formuliert, schlicht durchstehen muss – »wir sind in diese Zeit geboren und müssen tapfer den Weg zu Ende gehen, der uns bestimmt ist. [...] Auf dem verlorenen Posten ausharren ohne Hoffnung, ohne Rettung, ist Pflicht«.⁸ Das gilt für die Generation der wilhelminischen ›Übergangsmenschen‹ ebenso wie für den ästhetischen Avantgardismus mit seinen prophetischen Raptus oder den weltanschaulichen Anti-Modernismus, der die Neuzeit als Schwundstufe glorreicher Gestern versteht – sie alle kommen in der Gegenwart nicht an (wie auch immer dies möglich wäre), sondern halten ihr lediglich stand.⁹

Zweitens hebt sich die Denkfigur des Durchhaltens von der Konkurrenzfigur des ›Wartens‹ durch die *ethische Komponente der Agonalität* ab: Obwohl es sich nicht um ein transitives Verb handelt, ist ›Durchhalten‹ auf ein antagonistisches Gegenüber bezogen, das es zu bezwingen gilt – sei es der Widerstand des Feindes, die äußeren Witterungsumstände, der Schmerz und das Leiden oder die reine Zeit, die totzuschlagen ist. In der Denkfigur kommt damit ein Pflichtgedanke zum Tragen, der ethische Modelle der Antike und der Frühen Neuzeit aufruft (Stoizismus und christlicher Neo-Stoizismus, christliche Askese- und Märtyrervorstellungen), die vor dem Hintergrund neuer politischer Couleurs (Nationalismus, revolutionärer Attentismus, konservativer Antidemokratismus) und mit zeitgeschichtlichem Bezug reaktualisiert werden. Die Denkfigur des ›Durchhaltens‹ wird je nach politischer Richtung anders gefasst beziehungsweise zeigt sich bestimmten Ideologien eher affin als anderen.

Drittens schließlich eignet der Denkfigur eine *psychologische Komponente von Agency und Willensstärke*: Im ›Durchhalten‹ siegt der Wille

⁸ Oswald Spengler, *Der Mensch und die Technik. Beitrag zu einer Philosophie des Lebens*, München 1931, 88f.

⁹ Dem wilhelminischen Topos des ›Übergangsmenschen‹ ist Martin Doerry nachgegangen: *Übergangsmenschen. Die Mentalität der Wilhelminer und die Krise des Kaiserreichs*, 2 Bde, Weinheim 1986. Zum Messianismus der Avantgarde siehe zuletzt Gabriela Wacker, *Poetik des Prophetischen. Zum visionären Kunstverständnis in der Klassischen Moderne*, Berlin 2013, sowie Frank Krause, *Sakralisierung unerlöster Subjektivität. Zur Problemgeschichte des zivilisations- und kulturkritischen Expressionismus*, Frankfurt a. M. 2000; zum (komplexen) Zusammenhang von Dekadenzdenken und Anti-Moderne vgl. Caroline Pross, *Dekadenz. Studien zu einer großen Erzählung der frühen Moderne*, Göttingen 2013, sowie Dieter Kafitz, *Décadence in Deutschland. Studien zu einem versunkenen Diskurs der 90er Jahre des 19. Jahrhunderts*, Heidelberg 2004.

über das körperliche Bedürfnis des Aufgebens. Den externen Antagonisten des Feindes, der Witterung oder der Zeitläufte entspricht der innere Widerpart der Resignation. Der heroische Fatalismus wirft damit die Frage nach dem Verhältnis von Wille und Tat auf.¹⁰ Nach Max Weber schließt soziales Handeln nicht nur die Tat ein, sondern auch das Dulden und Unterlassen;¹¹ damit setzt grundsätzlich auch der Tatverzicht einen heroisierungsfähigen Handlungsspielraum voraus. »Das Heroische«, so Nietzsche, bestehe nicht nur »darin, dass man Grosses thut«, sondern auch, dass man »Etwas in grosser Weise *nicht* thut«: »Der Heros trägt die Einöde und den heiligen unbetretbaren Gränzbezirk immer mit sich, wohin er auch gehe.«¹² Mit dem ergebenen »Stellunghalten« wird gerade diese geringe *Agency* heroisiert. Die Leistung des Durchhaltens besteht in der Affirmation eines Schicksals, das dem Individuum auferlegt ist und das es aushalten muss, ohne sich dagegen zu wehren. Die alternative Handlungsoption des Durchhaltenden ist daher nicht die Optimierung seiner Situation durch die gewaltige Entscheidungstat, sondern das *Aufgeben*, die Negation jeder Handlung. Um nicht aufzugeben, bedarf es der Willensstärke, nicht aber des Aktivismus. Damit verbinden sich literarische Reflexionen von Handlungsmacht mit anthropologischen Diskursen um 1900, etwa dem psychologischen Voluntarismus, den Lebenswissenschaften, der Sportmedizin.

III. »Zähne zusammengebissen!« Nietzsche und Thomas Mann

Neben den neuen natur- und sozialwissenschaftlichen Determinismen (Evolution, Rasse, Milieu) erfreute sich um 1900 auch ein eigentümlicher Neo-Fatalismus großer Beliebtheit, dessen literarhistorische Konturen bislang zu grob nur bekannt sind.¹³ Bei einem Großteil der Autoren bildet

¹⁰ Grundlagen und Ausprägungen des Voluntarismus im »nervösen« Kaiserreich sind inzwischen gut erforscht, siehe etwa Ingo Stöckmann, *Der Wille zum Willen. Der Naturalismus und die Gründung der literarischen Moderne 1880–1900*, Berlin 2009; Michael Cowan, *Cult of the Will. Nervousness and German Modernity*, University Park 2008, bes. 111–171, sowie Joachim Radkau, *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*, München 1998, 357–457.

¹¹ Max Weber, *Soziologische Grundbegriffe*, Tübingen 1966, 18.

¹² Friedrich Nietzsche, »Menschliches, Allzumenschliches II: Der Wanderer und sein Schatten«, in: ders., *Kritische Studienausgabe [KSA]*, hg. Giorgio Colli/Mazzino Montinari, Bd. 2., München 1999, 337. Hervorhebung in der Vorlage.

¹³ Dem tragisch-heroischen Schicksalsbegriff der ersten Dezennien des 20. Jahrhunderts ist bislang, soweit ich sehe, keine Gesamtdarstellung gewidmet worden. Franziska Rehlinghaus, *Die Semantik des Schicksals. Zur Relevanz des Unverfüg-*

Friedrich Nietzsche zweifellos den wichtigsten Bezugspunkt. In Auseinandersetzung mit Schopenhauers pessimistischer Philosophie des Leidens – »ein glückliches Leben ist unmöglich: das höchste, was der Mensch erlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf« –¹⁴ fordert Nietzsche den psychohygienischen *Amor fati* beziehungsweise einen »russischen Fatalismus«, das heißt,

Fatalismus ohne Revolte, mit dem sich ein russischer Soldat, dem der Feldzug zu hart wird, zuletzt in den Schnee legt. Nichts überhaupt mehr annehmen, an sich nehmen, in sich hineinnehmen, – überhaupt nicht mehr reagieren [...] eine Art Wille zum Winterschlaf. [...] Jener ›russische Fatalismus‹ [...] trat darin bei mir hervor, dass ich beinahe unerträgliche Lagen, Orte, Wohnungen, Gesellschaften, nachdem sie einmal, durch Zufall, gegeben waren, Jahre lang zäh festhielt, – es war besser, als sie ändern, als sie veränderbar zu fühlen, – als sich gegen sie aufzulehnen ...¹⁵

Wie stets sind Nietzsches Postulate widersprüchlich, und an anderen Stellen seines aphoristischen Werks wendet er sich scharf gegen den Imperativ der Selbstbeherrschung, erteilt insbesondere dem Stoizismus eine Absage.¹⁶ Und doch begegnen in seinen Schriften immer wieder jene Exhortative zielgerichteter Entschlossenheit – »[J]etzt tüchtig die Zähne zusammengebissen! Die Augen aufgemacht! Die Hand fest am Steuer!« –,¹⁷ deren Funktion am ehesten aus Nietzsches Begriff des Vorbereitetseins erhellt: Es bedürfe, heißt es in der *Fröhlichen Wissenschaft* (1882), »vieler vorbereitender tapferer Menschen«, »Menschen, welche es verstehen, schweigend, einsam, entschlossen, in unsichtbarer Tätigkeit zufrieden und beständig zu sein: Menschen, die mit innerlichem Hange an allen Dingen nach dem suchen, was an ihnen zu überwinden ist.«¹⁸ Nietzsche fordert damit eine lebensbejahende Selbstaufgabe an das Schicksal, nämlich »das

baren zwischen Aufklärung und Erstem Weltkrieg, Göttingen 2015, bes. 339–413, untersucht den literarischen Fatalismus nur ganz am Rande. Zum Zusammenhang von Leid und Fatum bei Gerhart Hauptmann siehe allerdings Peter Delvaux, *Leid soll lehren. Historische Zusammenhänge in Gerhart Hauptmanns Atriden-Tetralogie*, Amsterdam 1994, 214–222.

¹⁴ Mit diesen Worten zitiert Nietzsche Schopenhauer, siehe Friedrich Nietzsche, »Unzeitgemässe Betrachtungen III: Schopenhauer als Erzieher«, in: ders., *KSA*, hg. Colli/Montinari, Bd. 1, München 1999, 335–429, hier 373.

¹⁵ Friedrich Nietzsche, »Ecce Homo«, in: ders., *KSA*, hg. Colli/Montinari, Bd. 6, Berlin 1969, 270 f.

¹⁶ Friedrich Nietzsche, »Die fröhliche Wissenschaft«, in: ders., *KSA*, hg. Colli/Montinari, Bd. 3, München 1980, 543 f.

¹⁷ Friedrich Nietzsche, »Jenseits von Gut und Böse«, in: ders., *KSA*, hg. Colli/Montinari, Bd. 5, München 1999, 23.

¹⁸ Nietzsche, »Die fröhliche Wissenschaft«, 526 f.

Nothwendige nicht bloss [zu] ertragen [...], sondern es *lieben*«. ¹⁹ Das fröhliche Durchhalten des Daseins wird überhöht, weil die Gegenwart vorrangig dazu dient, das Künftige zu ermöglichen.

Die Nietzsche-Mythologisierung des frühen 20. Jahrhunderts verein deutigte den Fatalismus, der in seinen Schriften doch sporadisch nur aufscheint, immer wieder zurückgenommen oder beiseitegeschoben wird. So verbreitete sich seit 1900 die nietzscheanische Haltung des ›Dennoch‹, wie sie Ernst Bertrams *Nietzsche* (1918) philosophisch entwickelte und wie sie zuvor unter anderem Thomas Mann literarisch gestaltet hatte: ²⁰ Für Gustav Aschenbach etwa, dessen »Lieblingswort« »Durchhalten« ist, ²¹ sind im *Tod in Venedig* (1912) die »Helden des Zeitalters« solche, »die in stolzer Scham die Zähne aufeinanderbeiß[en] und ruhig dasteh[en], während [ihnen] die Schwerter und Speere durch den Leib gehen« – »[w]elches Heldentum [...] wäre zeitgemäßer als dieses?« ²² Aschenbachs innerlichem und äußerlichem Abhärtingsritual – er »began [...] seinen Tag beizeiten mit Stürzen kalten Wassers über Brust und Rücken« ²³ – entspricht den Prinzipien der diätetischen Ratgeberliteratur um 1900. Das Dispositiv der Ich-Mechanisierung, der Selbstzucht durch Wiederholung findet mit Emil du Bois-Reymonds *Ueber die Uebung* (1881) die (elektro-)physiologische Begründung, ²⁴ um kurz darauf in der lebensreformerischen Gymnastik eine modernekritische, dabei breitenwirksame Wendung zu erfahren: Beim zivilisationskranken Menschen wird der Widerstand demnach von innen

¹⁹ Nietzsche, »Ecce homo«, 295.

²⁰ Christoph Schmidt, »Ehrfurcht und Erbarmen«. *Thomas Manns Nietzsche-Rezeption 1914 bis 1947*, Trier 1997, 104–115.

²¹ Thomas Mann, »Der Tod in Venedig«, in: ders., *Die Erzählungen*, Frankfurt a.M. 2005, hier 443.

²² Ebd., 445.

²³ Ebd., 444. – Thomas Mann hat mehrere seiner Protagonisten einem heroischen Typus zugerechnet, der sich durch einen ›Heroismus der Schwäche‹ auszeichne: »Heldentum ist für mich ein ›Trotzdem‹, überwundene Schwäche, es gehört *Zartheit* dazu. [...] Körperliches Leiden scheint mir historisch eine beinahe nothwendige Begleiterscheinung der Größe zu sein und das leuchtet mir psychologisch ein« (Thomas Mann an Kurt Martens, Brief vom 28. März 1906, in: ders., *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe*, Bd. 21: *Briefe I: 1889–1913*, hg. Thomas Sprecher/Hans R. Vaegt/Cornelia Bernini, Frankfurt a.M. 2002, 357–362, hier 359). Zum »Heroismus der Schwäche« als Leistungsmoral vgl. die Abhandlung von Franz Maria Sonner, *Ethik und Körperbeherrschung. Die Verflechtung von Thomas Manns Novelle »Der Tod in Venedig« mit dem zeitgenössischen intellektuellen Kräftefeld*, Opladen 1984, bes. 61–72.

²⁴ Emil du Bois-Reymond, »Ueber die Uebung. Zur Feier des Stiftungsfestes der militärärztlichen Bildungsanstalten am 2. August 1881 gehaltene Rede«, in: ders., *Reden. Zweite Folge*, Leipzig 1887, 404–448.

geleistet, durch den Willen, den es durch Übungen zu dehnen und zu stärken gilt, ganz wie die Muskulatur. »Der Wille soll ja den gymnastischen Apparat ersetzen und denjenigen Widerstand ausüben, den der Apparat (Hantel usw.) dem ihn dirigierenden Organ entgegenstellen würde«, heißt es in Reinhold Gerlings *Der vollendete Mensch* (1906).²⁵ Titel wie *Das Gehen und der Gehsport als Mittel zur Selbsterziehung zu Kraft und Ausdauer* (1908) und *Ausdauer führt zum Ziel* (1918) bewegen sich mit ihren Optimierungsmaximen ebenso im diskursiven Feld von Dauer und Disziplin wie später die Sportromane der Weimarer Republik, deren narrativer Bogen sich über den Verlust der sportlichen Ausdauerkraft bis zur Regeneration durch »Trainings-Askese« spannt.²⁶

Immer wieder kehrt Thomas Mann auf dieses Lebensthema aus der Zeit des *Tod in Venedig* zurück, und oft wendet er es poetologisch. »All Heroismus liegt in der Ausdauer, im Willen zu leben und nicht zu sterben«, legt er die Maxime ›seinem‹ Goethe in *Lotte in Weimar* (1939) in den Mund:²⁷ Dichterische Existenz bedeutet Leiden, künstlerisches Schaffen besteht im Stückwerk von Tag zu Tag, stets das Ziel vor Augen – das Moment der Finalität wird daher nicht aufgegeben –, doch nie es zu erreichen. Der pflichtbewusste Bürger, der schopenhauerianische Voluntarist und der symbolistische *Poète maudit* als Märtyrer der Kunst, sie alle eint die Abkehr von der unbeschwerten Lebenskunst. Selbst im Überlebenskampf des skifahrenden Hans Castorp, der vor dem einbrechenden Schneesturm zu kapitulieren droht, klingt die gymnastische Selbstsorge der Jahrhundertwende nach. Anschaulich und präzise entfaltet das Schneekapitel des *Zauberbergs* die Psycho-Physiologie menschlicher Resistenzfähigkeit gegenüber den Elementarkräften, denen gefährlich ausgeliefert zu sein Castorp ein Gefühl von ›Würde‹ gibt, zumal im Vergleich mit Davoser Touristen, denen die modische Skifahrt nur harmloses Vergnügen bereitet.²⁸ Nachdem er bei seiner missglückten Bergfahrt der »Versuchung, sich niederzulegen und zu ruhen« erfolgreich widerstanden hat, immer

²⁵ Zitiert nach Christiane Barz, »Der vollendete Mensch«. Reinhold Gerlings Ratgeber zur Körperkultur«, in: Thorsten Carstensen/Marcel Schmid (Hgg.), *Die Literatur der Lebensreform. Kulturkritik und Aufbruchstimmung um 1900*, Bielefeld 2016, 105–118. Zur ›Gymnastik des Willens‹ im Naturalismus siehe Stöckmann, *Wille zum Willen*, 7–21.

²⁶ Wilhelm Kaiser, *Das Gehen und der Gehsport als Mittel zur Selbsterziehung zu Kraft und Ausdauer*, Leipzig 1908; Karl Stenzel, »Ausdauer führt zum Ziel«, *Pädagogische Woche* 14/3 (1918), 204 f. – Zum Sportroman vgl. Kai Marcel Sicks, *Stadionromane. Der Sportroman der Weimarer Republik*, Würzburg 2008, bes. 78.

²⁷ Thomas Mann, *Lotte in Weimar*, hg. Werner Fritzen, Frankfurt a. M. 2003, 292.

²⁸ Thomas Mann, *Der Zauberberg*, hg. Michael Neumann (*Große kommentierte Frankfurter Ausgabe*, Bd. 5.1), Frankfurt a. M. 2002, 713 f.

weitergefahren ist, um sich aus dem Schnee eigenmächtig zu befreien, muss Castorp einsehen, dass er sich im Kreis bewegt.²⁹ Wieder befindet er sich just an der Hütte, die er vor über einer Stunde passiert hat: »Man lief im Kreise herum, plagte sich ab, die Vorstellung der Förderlichkeit im Herzen, und beschrieb dabei irgendeinen weiten, albernen Bogen, der in sich selbst zurückführte.«³⁰ Castorp zieht die Konsequenz, verbunkert sich in der Hütte und beschließt, die Nacht durchzuwachen, der steten »Lockung, sich hinzulehnen«,³¹ immer von neuem zu widerstehen. Über mehrere Seiten beschreibt Mann die Versuche seines ›Sorgenkinds‹, sich einzurichten in der verschneiten Hütte, mit Trinken und leichter Bewegung sich Wärme zu verschaffen, bevor die bekannte Traumallegorie in Castorps Entschluss zum Leben mündet: Der Held hat dem Impuls, aufzugeben, sich dem Schlaf und damit dem Erfrieren ganz hinzugeben, erfolgreich widerstanden, sein Überlebenswille erweist sich als stärker als das Bedürfnis der Kapitulation.

IV. Eiserne Männer, deutsche Frauen: Genderstereotype des Durchhaltens nach 1914

Mit den bewegungsarmen ›Materialschlachten‹ des Ersten Weltkriegs wurde das Durchstehen von Gefahr zur existentiellen Generationserfahrung; als solche unterlag es bald neuen Rationalisierungsmustern. Während besonders an der Ostfront eine Ideologie der ›großen Tat‹ entstand, wurden im Westen ältere Märtyrermotive des selbstlosen *Sacrificium* revitalisiert und in einen Heroismus des Ausharrens und Ertragens überführt. Die Durchhalte- und Selbstüberwindungsfantasien der mittleren Kriegsjahre führten die vitalistische Augenblicksemphase der Augustpublizistik fort und radikalisierten sie. Das stoische Idealbild des stählernen Kämpfers,³² das in der zweiten Kriegshälfte auch in bildlichen Darstellun-

²⁹ Mann, *Der Zauberberg*, 731.

³⁰ Ebd., 734.

³¹ Ebd., 732f.

³² Bernd Hüppauf sieht die Schlachten von Verdun und an der Somme 1916 als Wegmarken dieser Transformation im Soldatenbild, vgl. Bernd Hüppauf, »Schlachtenmythen und die Konstruktion des ›Neuen Menschen‹«, in: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich (Hgg.) in Verbindung mit Irina Renz, *Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs*, Frankfurt a.M. 1996, 43. Vgl. auch Jürgen Reulicke, »Vom Kämpfer zum Krieger – Zum Wandel der Ästhetik des Männerbildes während des Ersten Weltkriegs«, in: Sabiene Autsch (Hg.), *Der Krieg als Reise. Der Erste Weltkrieg – Inneneinsichten*, Siegen 1999, 52–62.

gen inszeniert wird,³³ baute auf der Vorstellung der Wahrnehmungsintensivierung auf: Wer auch den »inneren Kampf«³⁴ gewinne, wer den Krieg als reinigende und sinnestärkende Grenzüberschreitung schätzen lerne, könne davon profitieren, ja gekräftigt daraus hervorgehen. Vitalistische Selbstüberwindungsvorstellungen kursierten daher in der Weltkriegsliteratur und finden sich auch in den Durchhaltegedichten der zweiten Kriegshälfte. »Starrend von schwarzem, zähanhaftendem Schlamm«, heißt es da, »[w]indet der Weg spurenzerquetscht sich endlos bergan. | Mühsam quälen die Truppen sich keuchend empor. | An den Stiefeln bleischwer, gummifest badet der Kot. | Aber ingrimmig blitzt aus den Augen der Wille: Durch!«³⁵ Oft recurriert man auf das Bild des stählernen »neuen« Menschen, imaginiert wird ein »Volk zähen Willens | In Arbeit und Kampf, | Trotzend dem schier Unmöglichen«. »Warten lernen!«, fordert Fritz von Ostini in einem gleichnamigen Gedicht, »[n]icht immer jubelnder Hurraschrei! [...] Warten in langen Tagen und Nächten, | Merkt Euch's, ist härter als Stürmen und Fechten! | Just das gewaltigste Heldentum | Erntet da wenig vom schallenden Ruhm!«³⁶ Anders als in der tatfreudigen Ballade des 19. Jahrhunderts heroisiert man nun nicht mehr (nur) das »Stürmen und Fechten«, sondern die innere Bereitschaft zur Tat, den bloßen Willen.

Besonders die detaillierten Beschreibungen von Schmutz, Feuchtigkeit und Blut in den Schützengräben und im Gefecht dienen dabei als Folie für die innere Reinigung und Maschinisierung des heroischen Frontkämpfers, dessen Wille dadurch eisern wird, dass er den Umständen zu trotzen versucht. Daher sehen viele Texte die Aufgabe des Soldaten in der standhal-

³³ Vgl. Steffen Bruendel, »Vor-Bilder des Durchhaltens. Die deutsche Kriegs-anleihe-Werbung 1917/18«, in: Arnd Bauerkämper/Elise Julien (Hgg.), *Durchhalten! Krieg und Gesellschaft im Vergleich 1914–1918*, Göttingen 2010, 81–109.

³⁴ Bernd Ulrich, »Kampfmotivationen und Mobilisierungsstrategien. Das Beispiel Erster Weltkrieg«, in: Heinrich von Stietencron/Jörg Rüpke (Hgg.), *Töten im Krieg*, München 1995, 399–401.

³⁵ Friedrich W. Fuchs, »Durch!«, in: *Feldgraue Dichter. Kriegsdichtungen unserer Soldaten*, hg. Bogdan Krieger, Berlin 1916, 48f. Die Darstellung erinnert an Filippo Tommaso Marinetti, »Manifest des Futurismus«, *Der Sturm* 2/124 (1912), 828f: »Mit vollem Munde kostete ich deinen stärkenden Schlamm [...]. Als ich meinen kotigen, übelduftenden Körper erhob, fühlte ich wie das rote Schwert der Freude süß mein Herz durchbohrte.«

³⁶ Fritz von Ostini, »Warten lernen!«, in: *Deutsche Kriegsklänge 1914/15. Feldpostausgabe*, H. 4, hg. Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg, Leipzig 1915, 21–25. Ähnlich Bruno Frank, »Der neue Ruhm«, in: »*Die lange Schlacht*«. *Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht 1914*, hg. Julius Bab, Berlin 1915, Bd. 5, 3. »Heute gilt kein buntes Heldentum [...] Nicht mehr Brust an Brust, | Mißt sich Ritterlust | [...] Still, aber höher ward der Ruhm, | [...] Größer, wer in nasser Höhle liegt, | Eisen-grau dem Schicksal eingeschmiegt, | Und die Augen überfüllt mit Tod.«

tenden »Wacht«, in der es neben dem Schutz des Vaterlandes um die selbstüberwindende Transformation des Soldaten geht. Dass der technologisierte Stellungskrieg keine Gelegenheiten zur Bewährung im Kampf Mann gegen Mann und zum Beweis der Überlegenheit einzelner Krieger mehr bot, bedeutete durchaus nicht, dass das Soldatenleben nicht mehr zu heroisieren war. Gerade die Unmöglichkeit individueller Beeinflussung des eigenen Überlebens oder Sterbens konnte auf diese Weise umgedeutet werden als Aufgehen des Einzelnen in ein verhängnishaftes Ganzes, in dem jedem Soldaten elementare Gliedfunktion zukommt. Hier fand der Verlust der Todesangst durch Abhärtung zum stählernen Kämpfer mit der vitalistischen Augenblicksemphase zusammen und bildete ein Ideologem, das Ernst Jünger später als den »innigere[n] Genuß am Sein im Eintagsfliegentanze über dem Schlunde der Ewigkeit«³⁷ charakterisieren sollte.

Als symptomatisch für den literarischen Diskurs um die ›heilige Not‹ des Krieges dürfen die zwischen pathetischer Ergriffenheit und martialischen Schlachtrufen changierenden Lieder von Richard Dehmel gelten.³⁸ Der heute weniger bekannte Dehmel meldete sich mit einundfünfzig Jahren im August 1914 freiwillig zum Dienst und verbrachte auch wirklich einige Monate in den Schützengräben nahe der Aisne, bevor er sich ab 1915 damit begnügen musste, zu Kriegsvorträgen an die Front zu reisen. Er sei »schicksalsbegeistert, nicht kriegsbegeistert« gewesen, schrieb Dehmel später, ein Wort, das Thomas Mann dankbar aufnahm, um sein eigenes Engagement zu rechtfertigen.³⁹ Seine Begeisterung für das *Fatum* der Völkerschlacht verbindet Dehmel mit der Notwendigkeit, sich zu disziplinieren, Gehorsam und Demut zu lernen: Der Einzelne müsse sich der höheren Gewalt des Geschichtslaufs fügen. »Haltet aus, haltet aus!«,⁴⁰ singt Dehmel nach seinen Vorträgen mit den Soldaten, und noch im Früh-

³⁷ Ernst Jünger, *Der Kampf als inneres Erlebnis*, Berlin 1922, 35.

³⁸ Zu Ursprung, Konjunktur und Verschwinden des Schlagworts von der ›Heiligen Not‹, deren schicksalhafter Einbruch dem dekadenten Menschen neue Bewältigungskräfte verleiht, siehe Nicolas Detering/Johannes Franzen, »Heilige Not. Zur Literaturgeschichte des Schlagworts im Ersten Weltkrieg«, *Euphorion* 107 (2013), 463–500.

³⁹ Richard Dehmel, »Offener Brief an die Weltfriedensprediger (Januar 1920)«, in: ders., *Bekenntnisse*, Berlin 1926, 149–156, hier 152. Thomas Mann zitiert diese Wendung 1922 und rechtfertigt damit seine *Betrachtungen eines Unpolitischen* (Thomas Mann, »Das Problem der deutsch-französischen Beziehungen«, in: ders., *Große Kommentierte Frankfurter Ausgabe*, hg. Hermann Kurzke, Frankfurt a.M. 2002, Bd. 15.1: *Essays II*, 445–469, hier 450).

⁴⁰ Richard Dehmel, *Zwischen Volk und Menschheit. Kriegstagebuch*, Berlin 1919, 273 f. Bei *Haltet aus, haltet aus* handelt es sich um die Schlussverse des bekannten Soldatenlieds *O Deutschland hoch in Ehren* (1859).

jahr 1918 verdammt er mit scharfen Worten jegliche Friedensbestrebungen.⁴¹ In seinem Drama *Die Menschenfreunde* (1917) äußert er sich indes kriegskritisch, wenngleich auch dort das »A und O« die »Selbstbeherrschung« durch eisernen Willen sei, wie er brieflich bekennt: »[D]urchhalten, wenn's Herz auch bricht!«⁴²

Diesen ›Spätfolgen‹ des Voluntarismus⁴³ entspricht der ge-genderte Diskurs um das »stille Heldentum« der Frauen und Mütter,⁴⁴ die daheim auf die Rückkehr ihres Mannes warten sollten. Auch die ›deutsche Frau‹ werde, so ein geläufiges Argument, durch den Krieg stärker, selbständiger, duldsamer; sie lerne, am Vaterlandsdienst teilzuhaben, erschließe sich damit ideologische und praktische Partizipationsmöglichkeiten an der Arbeit für das Nationalwohl. Eine Vielzahl von Autorinnen verschreibt sich dem bellizistischen Initiationsnarrativ von weiblicher Pflichterkenntnis und moralischer ›Katharsis‹, das die männlich codierten Normen der Selbstkontrolle, Härte, Disziplin auf das Konstrukt ›Frau‹ überträgt.⁴⁵ Die Passivität der Treu-Wartenden, als deren Prototyp Penelope galt, wird in diesem Zuge als asketische Leistung aufgewertet, bleibt indes auf die männliche Primäraufgabe der Vaterlandsverteidigung bezogen: Dem Mann hat die Frau an der ›Heimatfront‹ beizustehen, indem sie sich, analog zu seinem eisernen Durchhalten in den Schützengräben, nach innen beherrscht und nach außen ›erkennt‹. Seinen Überlebenskampf kann sie nur mit-erleben, während ihr eigentlicher Heroismus darin besteht, jede Entscheidung ergeben hinzunehmen – fällt ihr Mann, versagt sie sich lautstar-

⁴¹ Ähnlich übrigens wie Alfred Döblin: »Jede Stimme muß verstummen, die auch nur ein Wort äußert, das nicht Krieg ist. Verflucht soll der sein, der das Wort Frieden [...] in den Mund nimmt«, schreibt Döblin im Februar 1918 in der *Neuen Rundschau*. Zitiert nach Helmut Fries, *Die große Katharsis. Der Erste Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrter*, Bd. 2: *Euphorie – Entsetzen – Widerspruch: Die Schriftsteller 1914–1918*, Konstanz 1995, 61.

⁴² Richard Dehmel, »Brief an Hans Godeck vom 7. September 1918«, in: ders., *Ausgewählte Briefe aus den Jahren 1902 bis 1920*, Berlin 1923, 436.

⁴³ Stöckmann, *Wille zum Willen*, 490–503.

⁴⁴ Reinhold Braun (Hg.), *Deutsche Frauen – Deutsche Treue! Gedichte aus dem Weltkrieg*, Berlin 1916. Vgl. dazu Nicolas Detering, »Die ›deutsche Frau‹ im Weltkrieg. Literarischer Bellizismus bei Thea von Harbou, Ina Seidel und Agnes Sapper«, in: Michael Fischer/Aibe-Marlene Gerdes (Hgg.), *Der Krieg und die Frauen. Geschlecht und populäre Literatur im Ersten Weltkrieg*, Münster 2016, 27–51.

⁴⁵ Vgl. zu dieser Strategie Karin Bruns, »Figuren des Weiblichen – Szenarien des Nationalen. Die (Drehbuch-)Autorin Thea von Harbou (1888–1954)«, in: Hannelore Scholz/Brita Baume (Hgg.), »Der weibliche multikulturelle Blick«. *Ergebnisse eines Symposiums*. [...], Berlin 1995, 95–104, sowie zum Topos der ›Kulturreinigung‹ durch Krieg Helmut Fries, *Die große Katharsis*, Bd. 1: *Die Kriegsbegeisterung von 1914: Ursprünge, Denkweisen, Auflösung*, Konstanz 1994.

ke Klage, glaubt an die höhere Rechtfertigung seines Todes und übt Affektbeherrschung.

V. ›Geöffnetsein‹: Die Wartenden der Weimarer Republik

Nach 1918 wirkte die heroische Zeitüberbrückung als kulturelles Muster für Gegenwartsdiagnosen und Zukunftsentwürfe fort. In diesem Sinne beschreibt Siegfried Kracauer in dem Essay *Die Wartenden* (1922) seine Zeitgenossen als Brückengeneration, die an »ihrem Vertriebenensein aus der religiösen Sphäre« leide und sich daher in anthroposophischen Heilserwartungen verliere.⁴⁶ Kracauer möchte demgegenüber einen anderen Weg aufzeigen, nämlich eine Haltung des »Geöffnetseins«, ein »Sichbereiten« als »Vorbereitung des Nichterzwingbaren«.⁴⁷ Die »Vorbereitung des Nichterzwingbaren« ähnelt dem »revolutionären Attentismus« vieler Marxisten und Sozialdemokraten vor 1914, die sich mit einem passiven ›Zuwarten‹ auf die Weltgeschichte begnügten und davon ausgingen, dass sich der Sozialismus aufgrund des Wachstums der Arbeiterschaft von selbst einstellen würde.⁴⁸ Doch auch auf konservativer Seite empfahl man bisweilen eine abwartende, schicksalsfromme Haltung. So rät Rudolf Borchardt in seinem Essay *Konservatismus und Monarchismus* (1930) den Kaisertreuen dazu, der verhassten Republik gelassen entgegenzutreten, keine Revolution anzuzetteln, sondern der Demokratie kühl zu erwidern: »Laß dir Zeit; wir warten«.⁴⁹ Sobald die Weimarer Republik aus weltgeschichtlicher Notwendigkeit untergegangen sei, so Borchardts Hoffnung, werde die monarchische Herrschaft des ersehnten Fürsten als einzige Option erscheinen.

Der ›Erfahrungsüberschuss‹ des Krieges konnte in der Weimarer Republik einerseits in einen linken und rechten Terrorismus umschlagen,⁵⁰ der versuchte, mithilfe der entschlossenen Aktion dem kollektiven Zaudern ein Ende zu setzen. So rechtfertigte Ernst von Salomon sein Mitwirken an mehreren politischen Attentaten mit der Notwendigkeit einer Entschei-

⁴⁶ Siegfried Kracauer, »Die Wartenden«, in: ders., *Essays, Feuilletons, Rezensionen*, Bd. 5.1: 1906–1923, hg. Inka Mülder-Bach, Frankfurt a.M. 2011, 383–394, hier 384.

⁴⁷ Ebd., 389.

⁴⁸ Dieter Groh, *Negative Integration und revolutionärer Attentismus. Die deutsche Sozialdemokratie am Vorabend des Ersten Weltkriegs*, Frankfurt a.M./Berlin 1973.

⁴⁹ Rudolf Borchardt, »Konservatismus und Monarchismus«, in: ders., *Prosa V.*, hg. Marie Luise Borchardt/Ulrich Ott, Stuttgart 1979, 409–420, hier 416.

⁵⁰ Jörn Leonhard, *Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs*, München 2014, 979–997.

derungstat: Die Freikorpskämpfer hätten aus dem Krieg »gelernt, zu tun, was vordringlich zu tun war, und sie taten es«. ⁵¹ Andererseits verlagerten der messianische Expressionismus und die prophetische Dichtung der Zwanzigerjahre die attentistische Gegenwartskritik gleichsam nach vorn, indem sie Heroenfiguren in die Zukunft projizierten oder Leerstellen entwarfen, mit denen die Gegenwart als Inkubationsphase des Kommenden entwertet wurde, wie dies in Stefan Georges spätem Gedicht *Der Letzte der Getreuen* aus dem Band *Das neue Reich* (1928) geschieht:

Noch weilt der Eine ausser lands
 Drum ist auch mir die heimat leer
 Ich haus' als fremdling nur in ihr
 Bei meines königs banne.
 Ich zähle nicht nach freud' und fest
 Der Andern und ich warte gleich
 Den sommer durch · den winter lang
 Bis mich mein könig rufe ..
 Und kehrt er nie mehr hier zurück
 Holt er mich nicht zu seinem dienst –
 Gibt mir nur EINES ziel und sinn:
 Mit meinem könig sterben!⁵²

Auch wenn die messianische Königsfigur die Strophen dominiert, erfährt der Leser kaum etwas über sie; im Zentrum des Gedichts steht vielmehr das titelgebende Rollen-Ich, der ›Letzte der Getreuen‹, der im Präsens seine Situation umreißt, und zwar in drei Dimensionen: Die erste Strophe skizziert die *Raum*wahrnehmung des Getreuen, nämlich den Kontrast zwischen dem ›Außerland‹ des Königs und der leeren Heimat, in dem sich das lediglich ›hausende‹ Ich isoliert fühlt. Die zweite Strophe berührt die *Zeit*ordnung, die sich nicht mehr nach der sozialen Taktung der Gesellschaft richtet – für sie steht das Hendiadyoin »freud' und fest« –, sondern in der die eintönige Gezeitenfolge von Winter und Sommer nur noch hingenommen wird, bis der Ruf des Königs sie durchbricht. Das Kollektiv der ›Andern‹, das nach dem konventionellen Festtagskalen-

⁵¹ Ernst von Salomon, *Das Buch vom deutschen Freikorpskämpfer*, Berlin 1938, 11.

⁵² Stefan George: »Der Letzte der Getreuen«, in: ders., *Sämtliche Werke in 18 Bänden*, hg. Georg Peter Landmann/Ute Oelmann, Stuttgart 2001, Bd. 9: *Das Neue Reich*, 106. Zu Georges ›Messianismus‹ ist neuerdings eine Vielzahl von Studien erschienen, darunter Wacker, *Poetik des Prophetischen*, 139–178, und Jürgen Brokoff, »Prophetie und Erlösung in Stefan Georges Lyrik nach 1900«, in: Wolfgang Braungart (Hg.), *Stefan George und die Religion*, Berlin/Boston 2015, 27–42. In Vorbereitung befindet sich eine Arbeit von Achim Aurnhammer mit dem Titel ›Heroischer Attentismus im Spätwerk Georges‹.

der lebt, kontrastiert dabei mit der (auch temporalen) Singularität des ›Einen‹ im ersten Vers. Die dritte Strophe transzendiert die raumzeitliche Positionierung und stellt im Konditionalis die Möglichkeit in Aussicht, dass der König den Getreuen niemals erlösen werde: Dann, so sind die letzten Verse wohl zu verstehen, wolle er sterben, sobald die Nachricht vom Tod des Königs ihn erreicht (also ›mit ihm sterben‹). Heroisiert wird in Georges Gedicht weniger der König als ›Objekt‹ der Erwartung – auch wenn er die heroische Situation motiviert –, sondern das erwartende Subjekt: Ihm wird mit der Titelspezifikation, der *Letzte* der Getreuen zu sein, Exzeptionalität attestiert; seine agonale Leistung erweist sich in der bewussten Gesellschaftsferne und -verachtung; sein Opfer besteht in dem Beschluss, in jedem Falle sein Leben für den König hinzugeben, auch wenn es sinnlos ist, auch wenn das Ziel seines Stellunghaltens niemals erreicht wird.

Im Jahr 1930, also kurz nach dem Erscheinen des *Neuen Reichs*, hat Werner Best für diese Haltung den Begriff ›Heroischer Realismus‹ geprägt,⁵³ in seinem Beitrag zu einem von Ernst Jünger besorgten Sammelband. Jünger griff das Schlagwort wenig später in einem gleichnamigen Essay auf und arbeitete es in seine wirkmächtige Theorie des Arbeiters (1932) ein.⁵⁴ Dort bezeichnet er damit das Vermögen des Einzelnen, eine Kampfstellung »innezuhalten und dennoch nicht in ihr aufzugehen, nicht nur Material, sondern zugleich Träger des Schicksals zu sein, das Leben nicht als Feld des Notwendigen, sondern zugleich der Freiheit zu begreifen«.⁵⁵ Der Gedanke einer »Zucht des Herzens«⁵⁶ als Weg zu Freiheit, gepaart mit einer ›realistischen‹ Kritik der zu bekämpfenden Gegenwart, findet sich abgewandelt auch bei Oswald Spengler, Carl Schmitt und Arthur Moeller van den Bruck, und er lässt sich auch bei ihnen auf Nietzsches paradoxen Gedanken einer »Affirmation des Lebens durch Pessimis-

⁵³ Vgl. Gilbert Merlio, »Der sogenannte ›heroische Realismus‹ als Grundhaltung des Weimarer Neokonservatismus«, in: Manfred Gangl/Gérard Raulet (Hgg.), *Intellektuellendiskurse in der Weimarer Republik*, Frankfurt a.M. 1994, 271–285, sowie Martin Lindner, *Leben in der Krise. Zeitromane der Neuen Sachlichkeit und die intellektuelle Mentalität der klassischen Moderne. Mit einer exemplarischen Analyse des Romanwerks von Arnolt Bronnen, Ernst Glaeser, Ernst von Salomon und Ernst Erich Noth*, Stuttgart/Weimar 1994, 93–102, und Heiko Christians, »Angelesene Radikalitätsromantik oder ›Heroischer Realismus‹ der Tat? Grundsätzliche Überlegungen zum Frühwerk der Gebrüder Jünger anlässlich neuer Veröffentlichungen«, *Athenäum* 22 (2012), 181–220.

⁵⁴ Ernst Jünger, »Der Heroische Realismus (1930)«, in: ders., *Politische Publizistik 1919 bis 1933*, hg. Sven Olaf Berggötz, Stuttgart 2001, 553–557.

⁵⁵ Ernst Jünger, *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt*, Stuttgart 1982, 66.

⁵⁶ Ebd., 112.

mus« zurückführen.⁵⁷ Wie Nietzsche verwandelt sich Jünger die Denkfigur auf widersprüchliche Weise an. Insbesondere der radikale Dezisionismus der Zwanzigerjahre unterläuft die attentistische Ethik, indem sie einen emphatischen Tat- und Freiheitsbegriff unterbreitet, mit dem Jünger jedem »stoischen Fatalismus« eine Absage erteilt.⁵⁸

Auch Jüngers Verhältnis zum Faschismus ist fraglos komplex, doch eine Affinität zwischen dem »Heroischem Realismus« und der NS-Ideologie herrenmenschlicher Durchhaltekraft besteht unverkennbar. Bereits die völkischen Frontromane um 1930, die nach 1933 hohe Auflagen erzielten, entwerfen einen kriegsgestählten »neuen Menschen«. Hans Zöberleins *Der Glaube an Deutschland* stilisiert »Verdun« zum mythischen Ort der Selbsttransformation, an dem das Individuum eine neue »Daseinsebene« betritt und die ihm diktierte Rolle annimmt – »dieses bangende Warten lähmt fürchterlich und macht so teilnahmslos gegen das, was man ängstlich decken und halten möchte, das Leben«, heißt es, und dann: »das Schicksal hat immer recht. Irgendwann einmal werden wir verstehen, warum es so kommen mußte. Schicksal!«⁵⁹ Wie sich an Edwin Erich Dwingers Kriegsgefangenenroman *Die Armee hinter Stacheldraht* (1929) zeigt, konstruiert der Faschismus in diesen »masochistischen Narrationen« einen sozialpsychologischen Konnex aus Purifikations- und Entindividuationswünschen.⁶⁰ Der machtlose, weil kriegsgefangene Soldat affirmiert seine Leidenszeit, weil sie ihm erlaubt, sich seiner unkeuschen Triebe zu entledigen, um als Gereinigter in das männliche Kämpferkollektiv aufgenommen zu werden. Homosexuelle »Versuchungen«, Onanie und Prostitution in den Lagern stellen die Widerstände dar, gegen die sich der soldatische

⁵⁷ Arne De Winde/Oliver Kohns, »Pessimismus, Kultur, Untergang: Nietzsche, Spengler und der Streit um den Pessimismus«, *Arcadia* 50/2 (2015), 286–306, hier 292.

⁵⁸ Jünger, »Der heroische Realismus«, 555. Zudem wendet sich Jünger nach 1945 von seinem vitalistischen Denken um 1930 ab und findet stattdessen zur »Gelassenheit an der Zeitmauer«, wie Daniel Morat, *Von der Tat zur Gelassenheit. Konservatives Denken bei Martin Heidegger, Ernst Jünger und Friedrich Georg Jünger, 1920–1960*, Göttingen 2007, 279–523 nachweist. Zur »Gelassenheit« des späten Jünger siehe auch Gregor Streim, *Das Ende des Anthropozentrismus. Anthropologie und Geschichtskritik in der deutschen Literatur zwischen 1930 und 1950*, Berlin 2008, 117–160.

⁵⁹ Hans Zöberlein, *Der Glaube an Deutschland*, 36. Aufl., München 1941, 575, 318 und 729.

⁶⁰ Jörg Vollmer, *Imaginäre Schlachtfelder. Kriegsliteratur in der Weimarer Republik. Eine literatursoziologische Untersuchung*, Berlin 2003, 258–260. Zu Dwinger siehe auch Philipp Stiasny, »Jenseits des Stahlgewitters. Kriegsgefangenschaft in Literatur und Film der Weimarer Republik«, in: Elke Scherstjanoi (Hg.), *Russlandheimkehrer. Die sowjetische Kriegsgefangenschaft im Gedächtnis der Deutschen*, München 2012, 37–53.

Wille formieren muss, um sexuelles Verlangen zu einem nationalistischen Pflichtgefühl zu sublimieren.⁶¹ ›Durchhalten‹ heißt bei Dwinger ›Sich-Enthalten‹, abgefordert wird das Opfer des Begehrens für den Zusammenhalt des Vaterlands.

VI. »Dennoch die Schwerter halten«: Immunisierungsversuche nach 1933

Während die nationalsozialistische Propaganda wenig später den ›Führer‹ Hitler als Erfüllung ihrer messianischen Hoffnungen feierte, verlängerte sich für die NS-kritischen wie für die exilierten Schriftsteller die Erwartungszeit. In den heterogenen, mehrheitlich aber christlich-konservativen Werken der sogenannten ›Inneren Emigranten‹ schlägt sich diese Erfahrung ubiquitär nieder,⁶² etwa in der Metaphorik der Außenpanzerung und des eskapistischen Rückzugs. Orientierung bieten die wiederentdeckten Passionale des Spätmittelalters, wie die *Imitatio Christi* des Thomas von Kempen in Reinhold Schneiders Erzählung *Las Casas vor Karl V.* (1938).⁶³ Wieder sieht man sich in die Rolle der prophetischen Mittlergestalt gebannt, dem eine vollwertige Existenz nicht vergönnt ist. »Was wir erdulden, haben Deine Seher | Vorausgelitten, vorausgesagt«, richtet sich Hans Carossa an das bedrohte »Abendland«, und: »Drum trag ich ab die Schichten meines Lebens, | Bis die vergessene Frühe wieder freiliegt«. ⁶⁴ Eine ähnliche Verhängnisgläubigkeit, gepaart mit dem Pathos des Duldertums, findet sich auch in den Gedichten Albrecht Haushofers, Gottfried Benns, Oskar Loerkes, Elisabeth Langgässers und ande-

⁶¹ So im Wesentlichen bereits der Befund bei Klaus Theweleit, *Männerphantasien*, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1977.

⁶² Zu dem in mehrfacher Hinsicht problematischen Begriff der ›Inneren Emigration‹ siehe nur Hans Dieter Zimmermann, »Innere Emigration«. Ein historischer Begriff und seine Problematik«, in: Frank-Lothar Kroll/Rüdiger von Voss (Hgg.), *Schriftsteller und Widerstand. Facetten und Probleme der »Inneren Emigration«*, Göttingen 2012, 45–63.

⁶³ Las Casas überreicht Karl V. die *Meditationes* des Thomas von Kempen, worin dieser die mystischen Trostworte Christi liest: »Deine Arbeit hier wird nicht mehr lange währen, und die Schmerzen, die dich jetzt zu Boden drücken, werden bald ausgeschmerzt [!] haben. Harre noch eine kurze Weile, und du wirst das Ende aller Plagen schnell kommen sehen. Es wird doch noch eine Stunde kommen, in der es heißen wird: nun ist alle Arbeit und alle Unruhe zu Ende« (Reinhold Schneider, »Las Casas vor Karl V. (1938)«, in: ders., *Der große Verzicht. Erzählungen, Drama* ausgew. Edwin Maria Landau, Frankfurt a. M. 1978, 119–261, hier 255).

⁶⁴ Hans Carossa, »Abendländische Elegie (1943)«, in: ders., *Gedichte*, hg. Eva Kampmann-Carossa, Frankfurt a. M. 1995, 92–97.

ren konservativen Dichtern, die während des NS-Regimes in Deutschland blieben – »Dennoch die Schwerter halten« wurde zur Maxime eines konservativen Rückzugsgefechts nach Innen.⁶⁵

Daher blieb es vielen Autoren nach 1945 unerklärlich, wie nun ausgerechnet sie unter moralischen Verteidigungsdruck geraten konnten – sie waren es doch gewesen, die sich der Pflicht des Zurückbleibens gestellt hatten, und zwar mit der »Gewißheit, daß [sie] als deutsche Schriftsteller nach Deutschland gehörten und, was auch käme, auf [ihren] Posten ausharren sollten«, wie Frank Thieß formuliert.⁶⁶ Dass Thieß und andere nun glaubten, das moralische Oberwasser zu haben – »ich glaube, es war schwerer, sich hier eine Persönlichkeit zu bewahren, als von drüben Botschaften an das deutsche Volk zu senden« –,⁶⁷ erklärt sich auch aus der attentistischen Verhaltensethik der Vorkriegszeit, in der es als edler galt, seine Handlungsunfähigkeit zu ertragen, als sich die Handlungsmacht mit Entschiedenheit zurückzuerobern. Erstaunlicherweise teilte ein Großteil der Emigranten diese Auffassung auch grundsätzlich, bewertete nur die Lebenssituation verschieden: Sie waren es doch, die ausgeharrt hatten, und zwar im Exil, nicht gänzlich untätig zwar – wie die Autoren der »Inneren Emigration« –, dennoch aber in transitorischer Lebensform. Immerhin verfolgt auch Lion Feuchtwangers Romantrilogie *Der Wartesaal* (1930–1939) ausdrücklich den Zweck, »dieses unser armseliges, bitteres, verrücktes und heroisches Dasein in der langen Zeit des Wartens und des Übergangs den Spätergeborenen begreiflich zu machen«,⁶⁸ freilich unter gänzlich anderen weltanschaulichen und biographischen Vorzeichen als Benn, Thieß und andere. Doch das Deutungsmuster bleibt ähnlich; im Exil und auf der Flucht vor den Nationalsozialisten sah man die Zeit als Feind, die Gegenwart als Hindernis, das im »heroische[n] Dasein« überwunden werden musste. Diese Vorstellung findet sich in vielen Exilgedichten, etwa in Fritz Brügels Sonett *Warten* aus dem Jahr 1937:

Ich bin in Einsamkeit ertaubt,
in meine Stille schlägt kein Laut.
Der Haß in Funken mich umstaubt
und gerbt mir ledern meine Haut.
Da ist kein Traum, dem ich vertraut,

⁶⁵ Gottfried Benn, »Dennoch die Schwerter halten«, in: ders., *Sämtliche Werke*, hg. Gerhard Schuster, Stuttgart 1986, Bd. 1: *Gedichte*, 174.

⁶⁶ Frank Thieß, »Die innere Emigration«, *Münchner Zeitung* (18.8.1945) [wieder abgedruckt in: Klaus Schröter (Hg.), *Thomas Mann im Urteil seiner Zeit. Dokumente 1891–1955*, Hamburg 1969, 337 f.

⁶⁷ Ebd.

⁶⁸ Lion Feuchtwanger, *Exil. Roman*, Berlin/Weimar 1993, 765.

noch vor dem Schlaf ward er geraubt.
 Er liegt im Winkelwerk verstaut,
 bis einer seine Ankunft glaubt.
 Ich zähl die Zeit wie eine Uhr
 und stoße die Sekunden vor
 und jag die Zeiger ihre Tour,
 sie klettern schwer zur Zwölf empor,
 die dann das Uhrwerk lösend stößt,
 das mächtig schlagend mich erlöst.⁶⁹

Brügel verwendet in beiden Quartetten die gleichen Ausklänge, wobei die jeweiligen Kreuzreimwörter zudem miteinander reimen (ertaubt – Laut), leicht unrein zwar, aber vokalidentisch. Damit figuriert er die öde Gleichförmigkeit des Wartens, den Verlust markanter Zeitparameter, den die Exilliteratur allenthalben beklagt. Ebenfalls unrein klingen die Kreuzreime der Terzette (Uhr – Tour; vor – empor), bevor das Sonett mit einem reinen Reimpaar (stößt – erlöst) schließt, das durch die Ö-Assoziation ›Zwölf‹ (das Wort steht nicht umsonst in v. 12) und ›lösend‹ (v. 13) vorbereitet wird: Der zähe Rhythmus des schief-tönenden Immergleichen scheint endlich durchbrochen. Das Gedicht vollzieht damit die Ermächtigungsphantasie des Sprechers formalästhetisch – auf die im Winkel verstaute Utopie der »Ankunft« (v. 8), die den Messianismus der Weimarer Republik konnotiert, formuliert das Sextett schwebend betont die Antwort: ›Ich‹. Das Ich imaginiert sich als Uhr, die, in eskalativer Metaphorik, selbst die Zeiger jagt, bis sie das Ziel erreichen. Die Ankunft des jüdischen Messias, hat Walter Benjamin in seinen geschichtsphilosophischen Thesen erläutert, sprengt das Fortschrittskonzept einer leeren und homogenen Zeit, bringt die entlegenen Augenblicke, in denen der Messias auftritt, in ein kontemporäres Verhältnis und hebt damit die Linearität des Geschichtslaufs auf.⁷⁰ In diesem Sinne bereitet Brügels ›Ich‹ die Ankunft des Heilands vor: Mit einem heroischen Kraftakt befördert er selbst die Erlösung, indem er, zumindest im Traum, im Gedicht, den lahmen Gang der messbaren Zeit beschleunigt, bis die magische Zahl Zwölf ihren Abbruch markiert.

Eine andere Lösung präsentiert Anna Seghers' Roman *Transit* (1944), der bereits vom Einfluss des französischen Existentialismus zeugt. Der namenlose Erzähler hält monatelang in Marseille aus, während seine Zeitgenossen sämtlich versuchen, das Land gen Übersee zu verlassen. Die Sinnlosigkeit seines nur transitorischen Daseins bejaht er, indem er immer

⁶⁹ Fritz Brügel, »Warten«, in: *Lyrik des Exils*, hg. Wolfgang Emmerich/Susanne Heil, Stuttgart 1986, 162.

⁷⁰ Walter Benjamin, *Über den Begriff der Geschichte*, hg. Gérard Raulet, Berlin 2010, 23.

wieder kurze Fristverlängerungen erwirkt, die es ihm ermöglichen, in der französischen Hafenstadt zu bleiben, obwohl er dort kein sinnerfülltes Leben führt. Nur zum Schein ändert sich dies, als er sich in Marie, die Frau eines verstorbenen Schriftstellers verliebt, dessen Identität der Erzähler angenommen hat. In einem Akt der Selbstlosigkeit besorgt er für sie ein Visum und duldet gar, dass sie mit seinem Widersacher das Land verlässt. Doch ihr Schiff geht unter, und der Erzähler findet zur stoischen »Ahnung« seiner eigenen »Unversehrtheit«, die ihm die Einsicht garantiert, dass Vergangenheit und Zukunft, denen die melancholische Marie angehangen hat, undurchschaubar sind, dass stattdessen allein »der Zustand der Gegenwart, den man auf Konsulaten Transit« nennt, wirklich ist.⁷¹ Ob seine indolente Haltung, der Gestus der Gleichgültigkeit, den er aufrecht erhält, nur Fassade ist, oder ob Seghers darin eine existentialistische Überlebenstechnik sieht, um die Absurdität des halbwertigen Exillebens zu akzeptieren und das Aushalten des Unabänderlichen als Aufgabe zu begreifen, das bleibt offen. Für die zweite Lesart, für eine existentialistische Wendung von Nietzsches *Amor fati* also, spricht Seghers' *Siebtes Kreuz*: Auch hier muss der Protagonist Georg sich auf seiner Flucht aus dem KZ stets zusammenreißen, muss immer »weiterkrabbe[n]«: »Viele sind erst dadurch entdeckt worden, daß sie sich eingebildet haben, sie wären [...] schon entdeckt«, »und dann irgendeinen Unsinn machten«.⁷² Beschrieben wird Georgs Ausbruch nicht nur als Flucht vor der Gestapo, sondern auch als psychologisch eindringlich erzählter Kampf mit sich selbst, gegen die eigene Müdigkeit und den »[u]nbezügliche[n] Wunsch«, aufzugeben, liegenzubleiben.⁷³ Doch in der Konkretion des mühsamen Durchkämpfens auf der Flucht sieht auch Seghers' Roman das überindividuelle, geschichtliche Fatum: »Es gibt Sachen auf der Welt, die kann man ändern«, belauscht Georg das Gespräch zweier Frauen, »[u]nd es gibt Sachen, die kann man nicht ändern. Solche Sachen muß man dann ertragen«.⁷⁴

VII.

Die Schlaglichter lassen erahnen, wie weitverzweigt die Denkfigur sich in die Literatur um 1900 und im frühen 20. Jahrhundert eingepreßt hat.

⁷¹ Anna Seghers, *Transit*. Mit einem Nachwort von Sonja Hilzinger, Berlin 2017, 269.

⁷² Anna Seghers, *Das siebte Kreuz. Roman aus Hitlerdeutschland*, hg. Bernhard Spies, Berlin 2000, 34.

⁷³ Ebd., 48.

⁷⁴ Ebd., 50.

Der literarische ›Attentismus‹ reflektiert Transformationen und Funktionen des Heroischen in der Moderne. Ältere Diskursbestände des Durchhaltens erweisen sich als attraktiv, weil sie mit je neuen Semantiken reformuliert werden können, vom Voluntarismus der Lebensphilosophie über den Messianismus der Zwischenkriegszeit, vom Disziplinierungsimperativ des Faschismus bis zur christlichen Weltabkehr und zum antifaschistischen Vor-Existentialismus.

Bei aller Verschiedenheit der jeweiligen historisch-lebensweltlichen Erfahrungen, auf die die skizzierten Resemantisierungen reagieren, erweist sich die Denkfigur doch als paradoxes Signum fast der gesamten Moderne. Zum Autonomiegewinn des säkularisierten Subjekts gehört eben auch sein Wunsch nach Entlastung, insbesondere vom Verantwortungsdruck des Einzelnen. Die »inoffizielle Wiederkehr des Schicksals« in einer offiziell ›defatalisierten‹ Welt (Odo Marquard) mit dem ihr eigenen Ethos des Durchhaltens erklärt sich aus diesem kulturpsychologischen Impuls.⁷⁵ Brückenfiguren wie der Prophet, der Wächter und der Märtyrer stehen daher in der Literatur seit dem 19. Jahrhundert hoch im Kurs, und das bei weitem nicht nur bei Konservativen. An ihrer Haltung offenbart sich die eigentümliche Sehnsucht der Moderne nach Souveränitätsverlust – nicht Durchhalten*müssen*, sondern *-dürfen* lautet die heimliche Losung, sich (endlich wieder) einem Unabänderlichen unterwerfen, das souveränes Handeln und Entscheiden limitiert. Gegen die Pluralisierung von Lebensoptionen, gegen die Planbarkeit der Zukunft und die Selbstbehauptung des Menschen, um nur einige gängige Größerszählungen der Moderne anzureißen, entwirft ein Gutteil der deutschen Literatur ihre Ästhetik des fügungswilligen Subjekts.

⁷⁵ Odo Marquard, »Ende des Schicksals? Einige Bemerkungen über die Unvermeidlichkeit des Unverfügbaren«, in: ders., *Abschied vom Prinzipiellen. Philosophische Studien*, Stuttgart 2015 [zuerst 1976], 67–91, hier 75. Marquard argumentiert hier allerdings weniger mit der Entlastungssehnsucht des modernen Menschen, sondern mit seiner Endlichkeitserfahrung, d.h. der Einsicht, weder die Anfänge noch die Folgen des autonomen Handelns völlig steuern zu können, sich stets also im geschichtlichen Rahmen des Unverfügbaren bewegen zu müssen. Nach dem Tod Gottes habe der Mensch deshalb, so Marquard, »einen unabweislichen Fatalismusbedarf [...]. Denn wer überhaupt in bestimmten Bereichen handeln will, muß sich darauf verlassen, daß er in anderen – die immer die meisten sind – nicht zu handeln braucht; in diesem Sinne lebt seine Tätigkeit von seiner Untätigkeit, sein Machen davon, daß er das meiste gerade nicht macht, sondern [...] das Schicksal hinnimmt« (ebd., 78 f.). Und weiter: »Je mehr die Menschen die Wirklichkeit selber machen, um so mehr erklären sie sie schließlich – enttäuscht – zu der, für die sie nichts können und die ihnen nur noch angetan wird. Der moderne – neoabsolut-emanzipatorische – Antifatalismus neigt offenbar dazu, sein Gegenteil zu werden: Fatalismus; seine Defatalisierung der Welt betreibt indirekt ihre Refatalisierung« (ebd., 83).